

## 12. Freitagbrief (15.09.2006).

Simak Fedor Antonowitsch

Ukraine

Shitomir

Sehr geehrte Vereinsmitglieder,

erlauben Sie mit bitte, meinen Dank für das Geld von 300 Euro auszusprechen. Ich habe das Geld erhalten. Das ist für mich eine wichtige und große Hilfe. Ich kann dafür Medikamenten kaufen. Die sind in unserem Land sehr teuer. Ich bin allen Vereinsmitglieder sehr dankbar. Ihre Organisation leitete für mich diese Hilfe, obwohl keine Vereinbarung mit Deutschland geschlossen wurde. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg in der Arbeit, langes Leben und viel Freude auf Ihrem Lebensweg. Möge Gott Ihren Kinder das friedliche Leben gewähren! Möge der wolkenlose Himmel über Ihren Köpfe ewig bleiben! Vielen Dank! Beste Gesundheit und Wohnstand!

Mit unermesslicher Hochachtung Fedor Antonowitsch Simak

P.S. Ich kann nicht mehr schreiben. Ich habe nasse Augen. (...) Vielen Dank! Auf Wiedersehen! 1941-1942 haben wir nicht gearbeitet. Wir lebten in einem offenen Lager, auch beim kalten Wetter. Es regnete tagelang. Wir waren total nass. Täglich gab es zu essen. Wir nannten dieses Essen „Balanda“. Das war Wasser mit etwas Mehl ohne Salz. Zwei Jahre lang hatten wir keine Möglichkeit zum Waschen. Es gab unzählige Läuse. Sie versammelten sich auf jedem Zentimeter des Hemdes. Nicht alle hatten Hemde. Manche hatten gar keine Hose.

Die Lagerinsassen wurden in Gruppen aufgeteilt. Zu jeder Gruppe gehörten 100 Gefangene, Dolmetscher, Sanitäter und Polizist. Die Essenvergabe dauerte den ganzen Tag, von cirka 10 Uhr bis zum früheren Abend, also bis cirka 17 Uhr. Wir wurden systematisch geschlagen. Das passierte grundlos und überall: beim Verlassen des Abschnittes, auf dem Weg zur Küche und so weiter. Ich hörte ständig nur ein Wort: „Los!“

Viele konnte nicht mehr aufstehen, ich mit Hilfe der Kameraden. Sie blieben im Lager. Wir durften kein Essen wie diese Menschen erhalten. Sie verstanden, dass sie bald sterben, und verabschiedeten sich von den Kameraden. Etwa ein Tag oder zwei Tage später waren sie tot. Jeden Morgen fuhr eine Karre durch das ganze Lagergelände. Wir mussten die Oberkleidung der Toten ausziehen. Die nackten Leichen legte man auf die Karre, brachte man zur Grube und machte diese Fläche mit einem Raupenfahrzeug bodengleich.

1943 rekrutierte man uns zur Arbeit. Wir wurden in kleinen Gruppen, 20-50 Mann, zum Arbeitsort geführt. In der Regel luden wir Waggons aus und transportierten Briketts oder Holz. Manche gelangten zu einem Bauern. Ich würde sagen, das war nur ein Zehntel der Gefangenen. Einige blieben immer noch im Lager.

Eines Tages passierte eine große Aktion. Man suchte die Arbeiter für eine Zuckerfabrik aus. Es wurde eine Auswahlkommission gebildet. Jeder Bewerber musste sich für medizinische Untersuchung ausziehen. Dann sollte er 100 m ohne Unterbrechung laufen. Die Auswahl dauerte den ganzen Tag. Ich geriet in die erste Gruppe. Wir, 200 Menschen, marschierten zu den Bussen. Man gab uns für die Fahrt ein Brot und 300 Gr. Schmalzfleisch für vier Personen. Nach der

Ankunft am Abend bekamen wir noch einen Großlöffel Suppe. Die gewöhnliche Essensration in der Fabrik war folgendes: morgens ein Tee und 200 Gr. Brot, mittags eine Suppe oder Kartoffel und abends eine Suppe ohne Brot, die der Farbe nach wie Kaffee aussah. In der Fabrik jagten wir ständig nach Essen. Man fand etwas und aß sofort auf. Das konnte Korn oder Zucker sein.

Wir arbeiteten etwa 40 oder 50 Tage. Danach brachte man uns zurück ins Lager. Seitdem wurde die Lagerordnung etwas lockerer. Jede 20 Tage führte man uns zum Baden. Die Kleidung reinigte man im Heizraum ein paar Stunden. Das Lager war kleiner von der Fläche. Es war aber voll. Es gab Baracken mit dreistöckigen Schlafstellen. Nach einem Monat kamen die Käufer wieder. Man teilte uns in kleinere Gruppen und führte uns zu einer Holzbaracke. Die Käufer standen vor dem Barackeneingang und suchten die Arbeiter aus. Die ausgewählten Gefangenen mussten in ein bestimmtes Zimmer kommen. In unserem Zimmer versammelten sich 12 Personen. Uns führte zur Arbeit ein Soldat, ein etwa 60-70 Jahre alter Mann. Wir arbeiteten täglich außer Sonntag. Das Essen bestand aus einem Laib Brot für 6 Mann und eine Art Suppe. Abends wurden wir zurückgeführt. Für die Verteilung der Arbeitseinsätze waren ein Mayor und ein Unteroffizier zuständig. Jede Arbeit erledigte eine Gruppe aus ein paar Personen. Wir wurden nicht mehr geschlagen. Es gab keine Polizisten. Wir bekamen Arbeitskleidung, die alle 10 Tage gewechselt wurde. Das Zimmer war relativ kühl. Wir erhielten Matratzen und Decken. Das Leben ging also einigermaßen.

Es gab sehr gute Deutsche, echte Menschen, groß geschrieben. Sie verstanden unsere Leiden. Man gab uns heimlich Brot. Das Brot war allerdings fast immer trocken. Das war aber doch Brot! Sonntags holte uns ein Bauer ab. Wir arbeiteten in seinem Gemüsegarten und verteilten Düngemittel im Feld. Gelegentlich droschen wir Roggen. Das Essen beim Bauern war perfekt. Wir waren an diesem Tag immer satt. Für den Rückweg gab uns der Bauer etwa 6-8 Äpfel pro Person. In der Baracke nahmen die Polizisten und der Dolmetscher unser Essen weg. Wir klagten darüber beim Mayor. Danach passierte es nicht mehr.

Einmal führte der Mayor ein Gespräch mit uns. Er fragte, ob es den Russen gut geht. Er war als Kriegsgefangener in Russland und konnte einige Wörter wie „Gib mir Brot!“, „Danke!“ oder „Gib mir eine Zigarette!“. Er konnte also nicht so viel Russisch. Zu Sylvester kamen der Mayor und der Unteroffizier in unsere Baracke. Sie brachten zwei Flaschen Wein und je ein belegtes Brot und eine Zigarette pro Person mit.

Wir lebten in diesem Lager bis Oktober 1944. Später übersiedelten wir in ein großes Lager. Hier führten uns Soldaten zur Arbeit. Das Essen war zweimal täglich, ein Brot für 5 Personen. Im Prinzip brauchte man nicht sterben. Die Kranken wurden weggebracht, ich weiß nicht wohin.

Nach Ankunft in der russischen Kommandozentrale (212. Filtrationslager in Hannover) wurde ich in die Armee einberufen. Ich diente in einem Artillerieregiment. Viele warfen mir Hochverrat vor, ohne Kenntnis der Einzelheiten meiner Gefangennahme. Ich diente ein Jahr lang in der Sowjetarmee und wurde nach dem allgemeinen Demobilisierungsbefehl entlassen. 1946 kehrte ich heim. Das war gerade die Erntezeit. Ich besaß keinen Zivilberuf. Ich arbeitete in der Kolchose bis zum Jahresende und erhielt als Entlohnung zwei Zentner Getreide. Meine Kleidung war völlig abgetragen. Ich konnte nicht in der Öffentlichkeit erscheinen. Die Eltern machten Druck: ich müsse heiraten. Ich verzichtete aber wegen der Armut darauf.

Erst im Februar 1947 heiratete ich endlich. Im gleichen Jahr begann meine Fahrerausbildung. Jede

Woche musste ich mich beim KGB melden. Laut „Empfehlung“ sollte ich in der Kolchose weiterarbeiten. Es kam zur Gerichtsverhandlung. Das Gericht sprach mich frei. Ich war in der Kolchose nicht ordnungsgemäß eingestellt. Juristisch gesehen, hatte ich keine Bewerbung geschrieben. Vor dem Krieg war ich minderjährig.

Ich absolvierte die Fahrerkurse und bekam meinen ersten Lohn. Er betrug 62 Rubel. Ich war unglaublich froh. Endlich hatte ich etwas Geld in der Hand. Meine Ehefrau arbeitete als Hilfsarbeiterin. Unsere finanzielle Lage verbesserte sich. Ich arbeitete bereit in einer Sowchose. Für die gute Arbeit wurde ich gewürdigt und für eine leitende Position empfohlen. Es störten aber bekannte Details meiner Biografie. Als Stalin noch lebte, hatte ich gar keine Aufstiegschancen. Nach Stalins Tod begann ich das Studium an einem Technikum. Das war aber zu spät. Ich konnte nichts mehr im Leben erreichen.

Meine Familie, ein Sohn (Jahrgang 1949) und eine Tochter (Jahrgang 1951). Die Eltern starben in der Kolchose. Meine Ehefrau lebt auch nicht mehr. Ich wohne mit meiner Tochter zusammen. Ich bin mit der Behandlung völlig zufrieden. Unsere Machthaber können aber unser Leben nicht organisieren. Wir müssen alle Probleme selbst lösen. Die Dörfer sind verwüstet. Die Jungen fahren in andere Länder, um etwas Geld zu verdienen. In unserem Land gibt es keine Verdienstmöglichkeiten. Meine Rente beträgt 320 Hriwna. Auf dem Markt sind alle Lebensmittel unglaublich teuer. In lebe in der Stadt. Hier sind alle Preise deutlich teurer als auf dem Lande. Ich muss jede Hriwna zählen.

Ich freue mich über den Erhalt Ihres Briefes. Ihre Organisation hat meine Leiden in Kriegsgefangenschaft und sogar im Heimatland mit Mitleid empfunden. Sie haben mir das Geld bewilligt. Das ist eine große moralische Erleichterung. Ich hätte gerne wenigstens am Lebensabend ohne Hektik gelebt.

Mit liebevoller Hochachtung

F. A. Simak